Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 6 (1964)

Artikel: Dank an liebe Lehrer

Autor: Schmid, Martin

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971732

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

fertig gebracht, daß die Gemeinde für Fondei eine Schule bewilligte. Eine alte, einfache Bauernstube war unser Schulzimmer, und ein blutjunger Aroser stand als Lehrer vor uns. Er hieß Luzi Schmid. Er muß damals äußerst bescheiden und genügsam gewesen sein; denn er nahm mit der Unterkunft bei meinen Eltern vorlieb, weil er meine Mutter von Arosa her kannte. Er hatte allerdings eine leichte Stelle; denn wir waren nur 8 Schüler. Davon saßen, wenn ich mich recht erinnere, 4 in der Anfängerklasse.

Auch im zweiten Schuljahr durften wir noch in Fondei die Schule besuchen, in einer andern, unbewohnten Bauernstube und bei einem andern Lehrer, der von Calfreisen war und kein Lehrerpatent, sondern nur einen Admissionsschein besaß.

Mit der Fondeier Schule hatte es eine besondere Bewandtnis. Etwa anfangs Februar hatten die Bauern ihr Heu in Fondei ausgefüttert, und darum zogen sie mit ihrem Vieh und mit Sack und Pack hinunter ins Tal, wo sie auch Güter und ein Haus besaßen. Da blieb der Schule nichts anderes übrig, als auch mitzuziehen. Unten in Langwies mußte sie auch mit einer gewöhnlichen Bauernstube vorlieb nehmen, und zwar drunten in Müllershaus.

Schon im Schuljahr 1886/87 mußten wir unsere ganze Schulpflicht unten in Langwies-Platz erfüllen. Das war kein Spaß; denn der Schulweg führte durch das lawinengefährliche Fondeiertobel In 1½ bis 2 Stunden hatten wir einen Höhenunterschied von zirka 550 m zu überwinden. Natürlich war der Weg bei guter Schlittbahn abwärts in sausender Fahrt leicht zu bewältigen. Der Heimweg aber war mühsamer, und dabei konnte man sich noch beide Ohren erfrieren. Im folgenden Schuljahr 1887/88 war uns das gleiche Schicksal beschieden. Während beiden Wintern haben wir auf unserem Schulweg Glück gehabt. Heute würde man weder den Eltern noch den Schulkindern so etwas zumuten. Wie ich schon angedeutet habe, gaben meine Eltern die für sie unhaltbar gewordene Landwirtschaft in Fondei auf, zogen hinunter ins Tal und ließen sich im geschützten Palätsch nieder. Damit war ich dem weiten und gefährlichen Schulweg entronnen.

Dem Schulratsprotokoll, das mit dem 31. Oktober 1841 von Pfarrer Joh. Melchior Ludwig angefangen wurde, das auf den ersten Seiten eine ausführliche «Schulordnung in Langwies» enthält und in das der gegenwärtige Schulratsaktuar noch heute seine Protokolle einträgt, kann entnommen werden, daß die Fondeier schon im Jahre 1889 wieder ihre eigene Schule hatten. Bis 1898 war sie aber eine Privatschule, die von der Gemeinde nicht anerkannt wurde und von den Fondeier Bauern ganz allein finanziert werden mußte. Der Lehrer erhielt keine kantonale Gehaltszulage. Sein Lohn war daher wohl mager genug!

Im Schulratsprotokoll vom 20. Juli 1898 finden wir folgende wichtige Eintragung:

«Chur, den 1. Juli 1898,

Vor dem Kleinen Rat
des Kantons Graubünden
Protokollauszug Nr. 959

Im Amtsbericht des Inspektorates pro 1897/98 von Langwies wurde die Anregung gemacht, es sollte die Privatschule Fondei als öffentliche Schule eingerichtet werden, dann könne für diese Schule eine tüchtige Lehrkraft angestellt werden. Sonst sei dies nicht möglich. Die Vereinigung der Schulen Langwies und Fondei, wie sie mitten im Kurs 1897/98 geschah, bringe für beide Schulen bedeutende Nachteile mit sich. Dieser Vorschlag wurde dem Schulrat Langwies zur Verwirklichung empfohlen, worauf die Angelegenheit der Gemeinde vorgelegt und am 19. Juni 1898 über deren Beschlüsse Bericht erstattet wurde. Daraus ergibt sich, daß die Gemeinde willens ist, die Schule Fondei als öffentliche Schule anzuerkennen, der Leitung des Gemeindeschulrates zu unterstellen und von Gemeinde wegen für Anstellung eines Lehrers und Beschaffung des Lokals zu sorgen, das letztere allerdings nur unter Mitwirkung der Fraktion Fondei.

Im Hinblick auf diese Erklärungen und mit Rücksicht auf die außergewöhnlich schwierigen Verhältnisse der Schulgemeinde Langwies beschließt der Kleine Rat, die Schule Fondei als öffentliche Gemeindeschule anzuerkennen und den Lehrer als zum Bezuge der kant. Gehaltszulage berechtigt zu erklären.

Mitteilung
an den Schulrat Langwies
Der Präsident: sig. Th. Bühler. Der Kanzleidirektor: sig. G. Fient.»

Im Jahre 1903 zählte man in Fondei nur noch 5 schulpflichtige Kinder, und deshalb trat die im Beschluß von 1898 enthaltene Bestimmung, daß mindestens 8 Schulkinder vorhanden sein müssen, in Kraft, und die 5 Kinder mußten die Schule in Langwies-Platz besuchen. Ein Gesuch der betreffenden Väter um Gewährung der Schule in Fondei wurde von allen Instanzen abgewiesen. Damit war ihr Schicksal für immer besiegelt.

Dank an liebe Lehrer

Von *Martin Schmid*

Wenn ich von der Höhe des vorgerückten Alters hinabschaue in Jugendland und Jugendzeit und von Vergangenem zu erzählen anhebe, dann tu ich's mit gewissenhafter Sachlichkeit. Schon geistern ja die Schatten in der Tiefe. Sie wallen mählich herauf und mahnen: Sei wesentlich! Ich erzähle gern und freue mich, daß ich Dank abstatten darf. Diesmal an längst heimgegangene Lehrer. —

Meine entscheidenden Schul- und Knabentage fielen in die Zeit, da das vielgeschmähte 19. Jahrhundert versank und das schicksalschwangere 20. Jahrhundert heraufkam. Es war eine Zeit voll Zukunftshoffnung und Erfolgsglauben, als ginge es fröhlich in goldene Märchenzeit hinein. Technik und Industrie überraschten die Welt weit herum jeden Tag. Von immer neuen Errungenschaften las der Vater abends aus der Zeitung vor.

Unsere Stadt war noch klein, wohl etwas spießerhaft, aber emsig das Völklein, tüchtig bei der Arbeit und witzig bei den lustigen Vereinsanlässen. Ein gutes Theater erfreute winterlang die literarisch Interessierten. Im Sommer schellte und donnerte die Graben-

straße von Pferde- und Postkutschen. Der große Fremdenstrom hatte begonnen.

Von Nietzsche, dem lauten Warner und Umwerter aller Werte, hörte ich damals nicht einmal den Namen, obwohl er auf dem Rosenhügel, «ein Sprung weit von Chur», wie er schreibt, Quartier nahm, ehe er ins Engadin weiter reiste, ein freundlich-bescheidener Gast, unbeachtet und unbekannt, der keine Ansprüche machte, nur daß ihm sein Gastgeber, Lehrer Christ, den Spiegel und alle glänzenden Gegenstände verhüllen mußte, weil sie seine Kopfnerven in Aufruhr brachten. Vielleicht kannten auch die Belesenen im Städtlein seine Schriften nicht, vielleicht wollte man sie, leichtfertig oder erschrocken, totschweigen. Ein unheimlicher Gast in einem geschäftstüchtigen und fleißigen Städtlein, das ringsum in Löwenzahnwiesen hinauswanderte und des Fortschritts so sicher war!

*

Unsere Schule, im ehemaligen Nikolaiklösterlein untergebracht, war dunkel, hallend der Flur, knarrend die Holztreppe, düster die Gänge, die Zimmer mit grau gekalkten Wänden. In den Ecken starrte die Strenge. Aber auf dem Schulhof, welchen drei Häuserfronten flankieren, rauschte ein Brunnen, grünte ein Baum, darin die Vögel zwitscherten, und hallten die Lieder der Schüler aus allen Fenstern.

Und wir hatten ja genug freie Zeit. Alle Gassen und Gäßlein, Grünplätze, der Stadtgarten, ein alter Friedhof, Remisen und Stadtplätze waren unser für Lederstrumpfstücklein und Huronenstreiche.

Die Lehrer verlangten zwar strenge Arbeit, und die Eltern billigten alle ihre Anordnungen. Nach der Schule mußte man zuerst die Aufgaben machen, und dann folgte die zögernde Erlaubnis für die Straße. Weichliche Ängstlichkeit, die Schule könnte uns Kinder überfordern, gab es nicht. Die Schule war sicher eintöniger als heute, seltener von schönen Darbietungen, Vorführungen und Unterbrechungen aller Art garniert und schmackhaft gemacht. (Wie wohl hätte uns ein Urwald- oder Trickfilm mitten in den langweiligen «Patriarchen» getan!) Dafür war sie konzentrierter und weniger stoffbesessen. Wahrscheinlich auch hatte der Lehrer mehr Gewicht, war sein Einfluß tiefer. Die Achtung der Eltern erhöhte ihn noch. Möglich, daß unsre Lehrer versponnener, weltfremder, kauziger waren. Um so stärker wirkten ihre Zuneigung, ihre Gebärde und Gestik, ihr Lob und Tadel. Oder war es nicht so? Nun, ich spreche von *meinen* Lehrern. Drei will ich aus dem Schattenreich herberufen. Sie sind mir nah geblieben und haben mich, jeder in besonderer Weise, beeinflußt.

Da waren die Brüder Wieland. Der jüngere, ein Junggeselle, wohnte bei seinem verheirateten Bruder. Wenn die beiden Unzertrennlichen aus dem Hause am Untertor traten, morgens oder mittags, dann wußte man, in einer Viertelstunde wird's schlagen; denn sie waren so pünktlich wie die Uhr am Martinsturm. Schweigend, mit zugekniffenen Augen, schritten sie voran, der ältere langsam, weit ausholend, der jüngere, groß und mager, mit kurzen, steifen Schrittlein zur Linken, daß die Schöße seines hellbraunen Frackes leise schwenkten. Blaue Räuchlein schwebten über beiden und verwehten rückwärts; sie fehlten nie. Die Wieland waren passionierte Raucher. Ehe sie das Schulhaus betraten, bildeten sie mit den andern Lehrern — es waren zwei oder drei, vielleicht auch vier — einen kleinen Kreis. Da stand das Grüpplein vor der Schultüre auf dem Rundsteinpflaster, als gelte es, einen Schwur zu tun, wortlos, umwölkt von Stumpen- oder Pfeifenrauch. Der «alte Wieli» tat noch einen ganz tiefen Zug, sagte mit seinem tiefen Baß «soo», und dann tappten alle schweigend die ächzende Holztreppe hinauf. Das Rauchöpferlein war getan.

Ich sehe noch, wie der jüngere Wieland die Stumpen eines angebrochenen Päckleins prüfend auf dem Pult ausbreitete und die Guten von den Bösen schied, wenn wir Buben nachsitzen mußten, was natürlich etwa vorkam. Nicht wahr, man muß auf Rippen und Äderung, auf die gleichmäßige Färbung des Deckblattes und richtige Wicklung achten. Ich habe später unerlaubter Weise, aber aus Sympathie, die gleiche Marke geraucht, bis ich zur stärkeren Sorte überging, welche eine tadellos weiße Aschenhaube länger hielt und erst noch billiger war.

Nein, nein, nicht *das* war der Einfluß, dessen ich dankbar gedenke. Vielmehr erinnere ich mich köstlicher Stunden, wo der liebe Lehrer von Reisen mit seinem Bruder erzählte. Einmal nahm er seinen Spazierstock hinter dem Pult hervor und ließ einen von uns am massiven Hornknopf ziehen. Der zog und zog und fiel auf einmal unter schallendem Gelächter fast, fast auf den ungenannt sein wollenden Körperteil. Aber nun die Überraschung! Er hatte einen blitzenden Dolch aus dem Meerrohr gezogen. Und hört nur, hört, aus Bremen, der großen Hafenstadt, kam der sapperlottische Spazierstock, aus Bremen, wo Robinson Crusoe so mancherlei erlebt hatte und wo die lustigen Stadtmusikanten zu Hause waren. Und wo liegt die Stadt? Mächtiger Chor: An der Weser!

Vor allem aber verdanke ich diesem Lehrer meine erste Begegnung mit Johann Peter Hebel.

Mit aufgeheiterter Laune und Miene las er, am liebsten in der letzten Nachmittagsstunde, wenn gut gearbeitet worden war, aus dem «Schatzkästlein» vor: die launigen Kalenderstücklein vom Mittagessen im Hof, von der vergessenen Schildwache, von der guten Mutter, die dem Sohne ins Feld nachreist und ihn beschämt und gerührt als General findet, vom dicken Brassenheimer Müller mit seinen Pausbacken und kleinen, freundlichen Äuglein, und wie ihn der schlaue Zundelheiner überlistet und wie alle die köstlich erzählten Anekdoten heißen. Ei ja, und der unvergeßliche Kannitverstan, der in der fremden, reichen Stadt so wunderbar gerührt und bekehrt wird durch eine holländische Grabrede, ohne ein Wort holländisch zu verstehn.

Heimelige Sonnigkeit erhellte und wärmelte das eintönige Schulzimmer, wenn Wieland aus Hebels «Alemannischen Gedichten» vorlas. Er las sicher nicht mit reinem Wiesenthaler Dialekt, aber voll Freude und Innigkeit, hübsch und ansprechend im Tonfall, durchwärmt und wohlig erregt von Hebels ursprünglicher Poesie. «Der Wächterruf» scholl an unser Ohr. Die Marktweiber in der Stadt breiteten, laut anpreisend, ihre ländlichen Kostbarkeiten aus. Spinne, Käfer und Kirschbaum freuten sich Gottes gütiger Vorsehung. Und oh, der Winter ließ lind, weiß und scheu Bauwele aus dem Himmel flocken.

Ich weiß noch heute, daß ich nun die offene Landschaft anders sah, wie von einem unsäglich feinen Flor überhaucht. Wundersam wonnig und zart von Poesie durchwoben war jeder Feldweg mit Klee, Salbei und Zittergras,

mit wiegenden Haselbüschen und dem staubigen Nesselvölklein darunter. Jeden Bachrand umrauschten des Dichters Hexameter und launige Blankverse, und die lustig blitzenden Fischlein sprangen ganz eigentlich zu Ehren des gütig lächelnden Idyllikers.

Aber das Burggemäuer über Haldenstein am Calanda? War das nicht das Röttler Schloß, so «schudrig wie der Tod im Basler Totetanz»? Gewaltig erhob sich vor mir das ungeheure Weltgericht mit Feuerröten, dröhnenden Posaunen und aufgebrochenen Gräbern. Gewaltig der Donnerruf dieses herrlichen Gedichtes, das so schlicht mit einer ängstlichen Kinderfrage anhebt und grandios zu einer Vision des letzten Gerichtes aufsteigt. «Der Himmel stoht im Blitz und d'Welt im Glast.» Auf der abendlichen Straße, auf dem lottrigen Fuhrwerklein, überfällt uns das letzte, entscheidende Geschehn. —

*

Beim älteren Wieland gab es solche Poesiestunden nicht. Er imponierte durch die immer gleiche, freundliche Ruhe, durch die unerbittliche Konsequenz, mit der er Sorgfalt, Fleiß und Aufmerksamkeit forderte. Schrieb er vor, dann war seine Schrift, die schöne deutsche Fraktur, wie gestochen. Erklärte er an der Tafel, dann war den gemeinen Brüchen, den Operationen, Erweiterungen, Kürzungen doch noch Interesse abzugewinnen. Erzählte man, kam's auf das treffende Wort an. Pflichtauffassung lehrte sein Vorbild. Sein aufmunternder Zuruf ist mir noch etwa im Ohr. Wenn aber nach mancher Übung uns ein heimelig-altes Lied gelang, fing sein schöner Baß allmählich zu begleiten an, und sein gütiges Herz klang darin wie aus einer Glocke.

Und der dritte? Das war unser Religionslehrer Leonhard Ragaz, Pfarrer zu St. Martin. Nach zwei Jahren an der Bündner Kantonsschule, wo er Religionsunterricht, Deutsch und Italienisch erteilt, hatte er sich wieder dem Beruf des Predigers und Seelsorgers zugewandt. Er sprach wie einer der alten Propheten, schreibt der Historiker Valär in seiner Schrift «Die evangelischen Geistlichen an der Martinskirche in Chur». Noch gehörte er der sogenannten liberalen Theologie an, trat aber temperamentvoll und tapfer gegen alle sozialen Mißstände auf. Als die Churer begeistert, emsig und voll buntfarbigen Frohsinns zur Calvenfeier rüsteten, sprach er öffentlich vom beschämenden Unglück, das der Alkoholismus schon unter den Vorfahren angerichtet. Seine Predigten aber, die an den Festtagen der großen Feier die Kirchgemeinde und all die hohen Gäste aus nah und fern ergriffen, standen unter dem mahnenden: «O Land, höre des Herrn Wort.» Mit Feuereifer griff er an, was morsch und ungesund war. Er war ein packender Kanzelredner, bewundert, umschwärmt, vergöttert von vielen. Freilich wurde seine kompromißlose Persönlichkeit auch angefeindet; Abstinenz vor allem war in so glücklichen Tagen anstößige Schwäche. Wozu denn hatte der Herrgott den Wein wachsen lassen?

Die starke Persönlichkeit kam auch im Religionsunterricht für uns 13jährige Buben und Mädchen zum Ausdruck. Ragaz wohnte im Antistitium an der Kirchgasse. Wir flogen ihm über den Kornplatz entgegen, wenn er morgens 8 Uhr zum Unterricht in eilenden Schritten kam: im schwarzen, langen Rock, breitrandigen Theologenhut, das schwarze, schmale Krawättlein im flachen Kragen auf gesteifter Hemdbrust. Dann stand er im schmucklosen Zimmer vor uns. Glänzendschwarzes Haupthaar, schön zurückgekämmt, und der schwarze Schnurrbart ließen sein Gesicht und die freie Stirne noch weißer erscheinen. Die Brille mit dem Silbergestänge gab ihm seltsamen Abstand von uns Schülern. Er strahlte großen Respekt aus und kannte darum keine Disziplinschwierigkeiten. Seine Grundhaltung war tiefer Ernst, wenn er auch etwa mit uns herzlich lachen konnte. Nach dem Gebet, das er meist selber sprach und dabei noch bleicher wurde, schritt er durch die Bankreihen und sah jedem prüfend in die Augen. Die Klasse mußte gesammelt sein. Dann begann er seinen immer geistvollen, fesselnden Unterricht. Er liebte es, die profane Literatur beizuziehen. So las er uns z. B. Amicis «florentinischen Schreiber» vor. Oder er erzählte aus Roseggers «Peter Mayr, der Wirt an der Mahr», wie der Held sein Leben durch eine Lüge hätte erkaufen können, lieber aber rein blieb und in den Tod ging. Er schon nahm also die Jugendliteratur zu Hilfe, wie heute die Literaturspezialisten sagen würden. Auch was unsere Methodiker als «Aktuelles im Unterricht» mit Pionierstolz bezeichnen, war einem so lebendigen Geist wie Ragaz vertraut. Er begeisterte uns für den Freiheitskampf der Transvaalburen, der eben seiner Entscheidung entgegenfieberte. Immer, so glaub ich, ging es ihm um Gesinnungsbildung, um die Erhellung, Schärfung und Verfeinerung des Gewissens. Nicht umsonst heißt sein erstes Buch «Du sollst, Grundzüge einer sittlichen Weltanschauung» (1904).

Das empfindsame Herz des Heranwachsenden zum leisen Schwingen zu bringen, war dem begnadeten Lehrer in jeder Stunde gegeben. Eine Kinderlehrstunde — alle vierzehn Tage sonntags um 1 Uhr in der Regulakirche — konnte in den erwachenden Bergfrühling führen, und wundersam deutete der begeisterte Lehrer die Schönheit alles Werdens. Der Aufblick zu den Bergen war ihm feierliche Erhebung wie dem Psalmisten; seine Jugend- und Hirtentage hat er immer mit Wehmut idealisiert. —

Ragaz ist später kühne, einsame und kompromißlose Wege gegangen, die in den sündenschwarzen Jahren der Nazizeit unvorsichtig und anfechtbar waren. Sie brachten ihm viel und erbitterte Feindschaft. Aber er liebte seine Heimat leidenschaftlich. Er zitterte um ihren Ehrenplatz unter den Völkern. Einen «großen Lehrer» nannte ihn vor einigen Jahren Emil Brunner, Professor der Theologie in Zürich. Das Lob hätte den Lebenden gefreut. Aber unser Dank und Lob kommt oft spät. «Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem.»

Ponziano Togni

Von *Ulrich Christoffel*

Das unterste Dorf des Misox, S. Vittore, liegt in der fruchtbaren Gegend an der tessinischen Grenze, die der «Garten» des Tales heißt. Von hier stammt die Familie Togni, aber der Maler Ponziano wurde 1906 in Chiavenna geboren, wo sein Vater eine Brauerei betrieb, und sah sein Heimatdorf nur selten. Die Mutter war Holländerin, was allein schon die